

Weihnachtsgottesdienst der Albert-Schweitzer-Schule

21. Dezember 2017, 11.30 Uhr

P. Marco Voigt, Predigt zu Jesaja 9,1-7

(Chor: So soll es sein, so kann es bleiben von „Ich und ich“, Arr. Oliver Gies)

Ein kleiner Junge kramt in einer alten Schachtel. Zwischen ziemlich viel Krimskrams zieht er schließlich einen silbernen Stern hervor. Ganz schön zerschlagen sieht der aus. Mehrere Zacken fehlen schon. Aber – er glitzert so schön.

„Was ist das?“, fragt der kleine Junge seine Mama. Die schaut gar nicht hin. Der Fernseher läuft, gleichzeitig telefoniert sie. Und ist schon genervt, als ihr Sohn seine Frage wiederholt: „Was ist das, Mama?“ Sie hört auf zu telefonieren und antwortet kurz: „Das ist ein Stern, ein Weihnachtsstern.“ „Ein Weihnachtsstern?“, fragt das Kind. „Was ist das denn?!“

Inzwischen hat die Mutter den Fernseher abgeschaltet. Widerwillig antwortet sie: „Das ist etwas von ganz früher. Es hängt mit einem Fest zusammen, das es nicht mehr gibt. Die ganze Familie stand im Wohnzimmer um einen Baum herum und sang Lieder, oder die Lieder kamen aus dem Fernseher.“ „Wieso stand die Familie denn um einen Baum herum?“, fragt das Kind neugierig, „Bäume wachsen doch nicht in Wohnzimmern.“

„Na ja“, sagt die Mutter, „der Baum war in einem Ständer befestigt, und man behängte ihn mit Lichterketten und mit Kugeln und eben mit so einem Stern. Der war ganz oben an der Spitze des Baums.“ „Das kann ich nicht glauben“, sagt das Kind. „Doch. Stimmt aber“, sagt die Mutter und fügt noch ein paar Details hinzu: Z.B. vom Stern, der die Weisen aus dem Morgenland zum kleinen Jesus in seiner Krippe geführt hat. „Jesus“, fragt das Kind, „wer ist Jesus?“

„Na ja. Also, ich weiß auch nicht mehr so genau“, antwortet die Mutter. Denn sie kann sich kaum noch so richtig daran erinnern, wie das alles war. Aber nun will der Junge natürlich mehr wissen. „Das muss doch ein schönes Fest gewesen sein“, sagt er. „Nein“, sagt die Mutter. „Alle hatten Angst davor und waren froh, wenn es vorbei war. Weißt Du, es war immer so ein großer Druck da, dass alles perfekt sein muss. Die Wohnung aufgeräumt und geputzt. Dieser Baum, der da im Wohnzimmer stand, der musste jedes Jahr noch schöner und prächtiger aussehen als im Jahr davor. Alle nahmen sich vor, besonders friedlich und nett zueinander zu sein, und dann – dann gab es doch so oft Streit. Und dann die Geschenke! Nie bekam ich das, was ich mir wirklich, wirklich, wirklich in meinem tiefsten Inneren gewünscht hatte. Jedes Jahr wurde ich wieder enttäuscht. Und eigentlich sollte dieses Weihnachten auch ein Fest des Friedens sein. Doch Frieden gab es einfach nicht. Weder vor Weihnachten, noch an Weihnachten, und nach Weihnachten schon gar nicht. Ich habe dann irgendwann für mich beschlossen, Weihnachten nicht mehr zu feiern. Ich habe Weihnachten abgeschafft und vergessen. Das haben viele gemacht. Und das solltest Du auch tun, mein Junge: Frag nicht länger nach. Vergiss die Geschichte von Jesus und vergiss die Hoffnung, dass es einmal Frieden geben wird! Wirf den Stern, den Du da gefunden hast, in den Müll.“

So in etwa geht die Geschichte „Was war das für ein Fest?“ der Autorin Marie Luise Kaschnitz los. Es ist eine düstere Vision, die sie uns da erzählt: Weihnachten ist abgeschafft. Zumindest für die Mutter und ihren Sohn. Denn Weihnachten – das bedeutete doch nur, enttäuscht zu werden. Alle wollen eigentlich nett zueinander sein – und streiten sich dann doch. Man glaubt jedes Jahr auf's Neue daran, nun endlich den lang ersehnten Herzenswunsch erfüllt zu bekommen – und bekommt dann doch nur das, was die Eltern für sinnvoll halten.

Weihnachtsgottesdienst der Albert-Schweitzer-Schule

21. Dezember 2017, 11.30 Uhr

P. Marco Voigt, Predigt zu Jesaja 9,1-7

Und „Friede auf Erden“, wie es in der Weihnachtsbotschaft heißt?! Nein, den gibt es sowieso nicht. Und doch: Die Neugier des Jungen ist geweckt. Er löchert seine Mutter mit seinen Fragen. Er geht ihr auf die Nerven. Und sie?! Sie gibt schließlich dem Drängen der kleinen Nervensäge nach. Sie erinnert sich. Erst sind es nur Bruchstücke. Dann wird es immer mehr. „Ich glaube, es ging so los“, sagt sie schließlich.

„Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, dass alle Welt geschätzt würde.“ Und sie erzählt weiter. Erinnert sich an immer mehr. Und ihr Sohn hängt ihr wie gebannt an den Lippen und saugt jedes Wort in sich auf. Von Maria und Josef. Von der Krippe und dem Kind mit dem Namen Jesus. Von den Hirten und den Engeln. Auch von den Weisen aus dem Morgenland und dem Stern, dem sie gefolgt waren. Wir kennen die Weihnachtsgeschichte. Sie ist uns vertraut. Denn Weihnachten ist nicht abgeschafft – Gott sei Dank!

Doch vielleicht kennt Ihr das, was die Mutter zu ihrem Sohn sagt, ja auch: Dass Weihnachten durchaus eine Enttäuschung sein kann. Die gewünschte Harmonie in der Familie bleibt aus. Die gewünschten Geschenke ebenso. Und der Weltfriede? Na, ja, Ihr wisst schon...

Wenn Weihnachten aber das Fest der enttäuschten Hoffnungen ist: Wozu dann Weihnachten? Ich glaube: Weil wir Weihnachten brauchen! Heute genau so sehr wie vor fünfzig Jahren und vor zweitausend Jahren. Denn Weihnachten – das ist ja gerade nicht das perfekte Fest. Weihnachten bedeutet nicht „heile Welt“ und „Friede, Freude, Eierkuchen“.

Am allerersten Weihnachtstag, also an dem Tag, als Jesus geboren wurde, da war die halbe damals bekannte Welt von den Römern besetzt. Der Kaiser in Rom konnte bestimmen, dass hochschwängere Frauen wie Maria eine beschwerliche Reise auf sich nehmen mussten, nur um sich im richtigen Ort zählen zu lassen. Zu Hause ging das ja nicht!

Als Jesus geboren wurde, da gab es keine Krankenhäuser oder gut ausgestattete Hebammenpraxen. Die Frauen brachten ihre Kinder zu Hause und meist ohne Hilfe auf die Welt. Oft starben die Kinder dabei. Und oft auch die Frauen.

Am allerersten Weihnachtstag waren die Menschen so hartherzig, dass selbst eine Frau kurz vor der Geburt kein vernünftiges Zimmer bekam und ihr Kind in einem Stall zur Welt bringen musste. In der Zeit, als Jesus geboren wurde, waren Hirten Menschen am Rande der Gesellschaft. Die anderen Menschen sahen auf sie herab und verachteten sie.

Despotische Könige wie Herodes konnten mit den Menschen machen, was sie wollten. Seine Soldaten führten auch die unmenschlichsten Befehle aus.

Nein, Weihnachten ist nicht das Fest der Perfektion. Weihnachten bedeutet vielmehr: Hoffnung zu haben – trotz allem, was es an Bösem und Schlechtem auf der Welt gibt. Weihnachten heißt, von der Hoffnung weiter zu erzählen, dass das, was ist, noch nicht alles ist. Weihnachten heißt, an das Unglaubliche glauben zu können:

Denn jeder Stiefel, der mit Gedröhn dahergeht, und jeder Mantel, durch Blut geschleift, wird verbrannt und vom Feuer verzehrt. Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft ruht auf seiner Schulter; und er heißt Wunder-Rat, Gott-Held, Ewig-Vater, Friede-Fürst; auf dass seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende auf dem Thron Davids und in seinem Königreich... (Jesaja 9,4-6b)

Weihnachtsgottesdienst der Albert-Schweitzer-Schule

21. Dezember 2017, 11.30 Uhr

P. Marco Voigt, Predigt zu Jesaja 9,1-7

Das ist die unglaublich große Hoffnung, von der wir Weihnachten erzählen. Trotz allem. Das ist das Ziel, das wir noch lange nicht erreicht haben. Aber: Es gibt sie – die vielen kleinen Zeichen der Hoffnung: Die Streitschlichter an Eurer Schule. Menschen, die bei der Tafel helfen. Und viele mehr.

An Weihnachten ist Josef bei Maria geblieben, obwohl sie ein Kind erwartete, das nicht von ihm war. An Weihnachten kam ein Kind in einem Stall zur Welt. Und dennoch: Mutter und Kind waren wohlauf, und die Wärme eines Ochsen und eines Esels wärmte die beiden. An Weihnachten erschienen Engel ausgerechnet den Hirten, die von den Menschen verachtet wurden. An Weihnachten machten sich gebildete Männer auf den Weg und folgten einem Stern, weil sie fest daran glaubten, dass sie etwas Wunderbares finden würden.

Und sie wurden überrascht: Das, was sie fanden, war zwar etwas ganz anderes als sie erwartet hatten. Bestimmt dachten sie, der Stern würde sie zu einem Palast führen, stattdessen fanden sie einen Stall. Aber: sie wurden nicht enttäuscht. Was sie fanden, hätte wunderbarer nicht sein können. Sie fanden ein Kind. Sie fanden Jesus.

Weihnachten – das ist das Fest, an dem wir Jesu Geburt feiern. Kein Heldenfest. Kein großes Ereignis. Sondern ein kleiner und zarter Beginn. Ein zerbrechlicher Anfang. Ein Kind, das die Liebe seiner Eltern und die Wärme der Tiere zum Leben braucht. Wir alle haben einmal so angefangen wie er: Als Kind, als Baby.

Und obwohl wir alle größer geworden sind, steckt dieses Kind, das wir einmal waren, noch immer in uns drin. Und mit dem Kind steckt die Ahnung in uns, wie bedürftig wir doch sind. Und wie sehr wir angewiesen sind auf andere. Bedürftig und angewiesen auf andere – das bleiben wir unser Leben lang. Wir brauchen Menschen und Tiere. Wir brauchen Beziehungen, Austausch, Nähe, Liebe und die Hoffnung, dass einmal Friede sein wird.

Und wir brauchen Menschen, die sich für andere einsetzen. Menschen, die die Hoffnung nicht aufgeben – trotz allem. Wir brauchen Glaube, Hoffnung und Liebe. Und für all das brauchen wir dieses Fest: Wir brauchen Weihnachten, um uns an das Kind in uns zu erinnern. Das Kind mit all seinen Hoffnungen. Wir brauchen Weihnachten. Ganz nah an uns dran. Nicht hinter einer Schattenwand, sondern mitten in uns. Mitten in unserem Leben. Wenn wir das zulassen, wenn wir uns dafür öffnen – beginnt ein alter, zerschlissener Weihnachtsstern plötzlich wieder zu leuchten. Dann wird eine alte Geschichte wieder lebendig. Dann behält Weihnachten seinen Sinn trotz aller Enttäuschungen.

Und dann kommen wir auch der uralten Sehnsucht nach Frieden ein kleines Stück näher. Ein Stückchen näher hin zum Punkt, an dem auch wir endlich sagen können: „So soll es sein, so kann es bleiben.“ Amen